

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung



Nr. 24. — Sonntag, den 8. Juni 1930.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Das Wunder der Pfingsten.

Wieder will es Pfingsten werden!
Alle Knospen sind erblüht;
Ueber dufterfüllte Fährten
Jauchzt des Frühlings Siegeslied.

Ist Weihnachten das Fest der Liebe und Ostern dasjenige des Lebens, so ist Pfingsten des Festes des Geistes, des Heiligen

Geistes. Vom Geist spricht alle Welt, bisweilen die am lautesten, die am wenigsten davon besitzen. Geist ist etwas Geheimnisvolles; er ist nicht eine Substanz, die man sehen kann. Er ist die stärkste Macht, es gehen von ihm die größten Kraftwirkungen aus. So auch von jenem ersten Pfingsten vor Jahrtausendzeit. Das war ein Pfingstgeist, der mit Brausen vom Himmel kam und alle Welt erfüllte. In Jerusalem, in einem Erdenwinkel, bereitete sich durch ihn eine weltgeschichtliche Bewegung vor. Weder politische, noch wirtschaftliche Machtmittel unterstützten sie und einem unbeteiligten Zuschauer mußte es wie Wahnsinn erscheinen, daß diese armen, machtlosen, ungebildeten Männer von Galiläa sich zu einer „Weltendung“ berufen glaubten, — weshalb man auch spottete: „Sie sind voll süßen Weines“. Und dies ist das Pfingstwunder, daß jene ersten Christen die Macht eines neuen, weltbewegenden Geistes über sich kommen sahen, wie Sturm und Feuer. Halb wie im Traume waren sie dem seltsamen, unbegreiflichen Menschensohn nachgefolgt und hatten verständnislos seine Verheißung gehört, daß nach seinem Scheiden sein Geist über sie kommen werde, von dem die Pfingstgeschichte und die Weltgeschichte berichten. Ja, aus dem Pfingsterlebnis jener kleinen Schar ist die geistige Bewegung geworden, die vom Morgenland ins Abendland drang und diesem sein geistiges Gepräge gab für Jahrtausende bis auf den heutigen Tag. Ja, dieser Pfingstgeist hat Stand gehalten im Laufe der Jahrhunderte bis heute! Und doch: es

ist ein großer Wandel gleichzeitig durch die Welt gegangen. Gewiß! der menschliche Geist feiert in der Gegenwart ungeahnte Triumphe. Die Schranken, die durch Raum und Zeit dem Menschen gesetzt sind, werden immer mehr überwunden. Kühnen Piloten gelingt es, im Kampf mit den Elementen den Ozean zu überqueren, und die Erfindung des Raketenwagens erschließt uns für den Verkehr der Zukunft und für die Eroberung des Weltraumes ungeahnte Perspektiven. Für den modernen Techniker gibt es kaum ein Problem mehr, das man nicht zu lösen versucht. Komplizierte Maschinen leisten spielend Arbeit, zu der noch vor wenig Jahren Hunderte von Menschenhänden gebraucht wurden. Eine immer stärkere Rationalisierung und Verfeinerung des Produktionsprozesses hat ein-

gesetzt, und noch ist kein Ende dieser Entwicklung abzusehen. Staunend stehen wir immer wieder vor solchen Leistungen menschlichen Geistes. Aber es ist merkwürdig, wie dicht daneben in offenbar steigendem Maße die Geistlosigkeit in unserer Zeit sich breitmacht. Viel Neußerlichkeit und viel Schein, viel Betrieb und viel Mache, aber wenig Innerlichkeit und Wesenhaftigkeit,

wenig Gediegenheit und Echtheit, viel täuschende Zivilisation, aber wenig wahre Kultur — das ist die geistige Signatur unserer Tage. Wie erklärt sich dieses auffällige Nebeneinander? Es mag zum Teil eine Reaktionserscheinung sein. Der menschliche Geist, der in seinem Beruf heute ständig mit höchster Anspannung tätig sein muß, erträgt in seiner Freizeit keine geistigen Zumutungen mehr, sondern sucht Entspannung und Ausruhen in flachen Gefilden. Aber die eigentlichen Gründe für diesen merkwürdigen Zwiespalt liegen doch tiefer. Sie liegen wohl darin, daß die geistigen Leistungen unserer Tage zum größten Teil formaltechnische sind. Wir brauchen aber in solcher Zeit nötiger als je jenen Geist, der Fesseln zersprengt und Dämme zerreißt und dabei doch in heiliger Gebundenheit an ewige Mächte und an tiefe Verantwortlichkeiten nicht zerstört, sondern aufbaut. Von solchem Geist der Kraft und der Liebe und der Selbstzucht redet Pfingsten. Und weil das der Geist Gottes ist, darum ist er die größte Großmacht, die allerstärkste Kraftquelle. Man muß mit Blindheit geschlagen sein, wenn man die Machtwirkungen nicht sieht, die vom Pfingstgeist im Laufe der zwei Jahrtausende ausgegangen sind. Die Apostel, die gegen eine mit „groß Macht und viel List“ gepanzerte heidnische Welt angerannt und sie überwunden haben — die Märtyrer, die furchtlos und treu ihr Haupt auf den Richtbock gelegt, — die Reformatoren, die eine scheinbar unbezwingliche Welt aus den Angeln gehoben — die Helden und Hel-

dinnen der Liebe, die Berge von Not abgetragen und Abgründe von Elend ausgefüllt — sie sind nur vereinzelt Zeugen der gewaltigen Scharen, die in Kraft des Pfingstgeistes die Welt überwunden haben.

So ist der Geist der Pfingsten nicht überwunden worden im Laufe der Jahrtausende. Gewiß, haben Tausende ihn verloren unter den Joch der Zeit und der Verhältnisse. Er wird aber fortleben und immer wieder werden Millionen von Menschen zu Pfingsten ihm sich hingeben und werden, wie Ludwig Richter es in seinem beistehenden Bilde zeigt, am Pfingstmorgen von des Hauses Treppenstein aus andächtig dem Pfingstglockengeläut lauschen, mit dem Liede auf den Lippen: „O heiliger Geist lehr bei uns ein und laß uns deine Wohnung sein!“



Der große Brand von Scheibenberg.

Eine Geschichte von anno 1677
von Oswald Rathmann.

„Da hilft kein Mittel weiter nit, als du räucherst den Stall mitsamt deinem Vieh aus“, meinte Regina Möller, als ihr der Bauer Valentin Korn seine wundersame Geschichte erzählt hatte. Seit einigen Nächten nämlich war sein Vieh arg unruhig, brüllte und zerrte an den Ketten, und die Leute fanden dadurch keinen Schlaf. Den hätten sie aber nur gar zu gut brauchen können jetzt, denn auf den Feldern gab es schon allerlei zu tun Ende April, und so kam es denn, daß das Gesinde mürrisch und lustlos die Arbeit verrichtete und der Bauer selbst nur alles halb tat. Da kommt eine Bauernwirtschaft zurück dabei, und das alles verdankte er nur der Walpurgis Baumann, die nach seiner und der anderen Meinung sein Vieh und den Stall verhezt hatte.

Die Baumannin war ein altes, armes Weib, das gewiß keinem Menschen etwas Böses antat, doch ihre Kunst, Wunden zu besprechen und allerlei Gebrechen mit seltsamen Sprüchlein zu heilen, hatte ihr den Ruf einer Zauberin eingetragen, und wer solche Hexenkünste zum Guten verwertet, der brauchte sie auch sicherlich dazu, einem Menschen zu schaden. Der Aberglauben damaliger Zeit trieb reiche Blüten, keiner zweifelte an solchen Machenschaften, und so kam es denn, daß die Baumannin bald in argen Verruf geriet. Die Regina Möller dagegen stieg ob ihres Wiffen gewaltig im Ansehen der Leute, denn sie war es, die mit Gegenmitteln umzugehen verstand, und das war noch mehr beliebt als das Zaubern selbst.

Nun hatte das dumme Weib Valentin Korn geraten, den Stall auszuräuchern, um all die Teufeleien, die die Baumannin da hinein gehezt habe, zu vertreiben. Doch an einem ganz besonders dazu geeigneten Abend müsse das geschehen, sollte es die richtige Wirkung erzielen, nämlich am Walpurgisabend, wo die Hexen nicht daheim waren, sondern ein Stellbichein mit ihren teuflischen Buhlen hatten. Alles war genau beredet worden, die Mittel zum Beräuchern lagen bereit, und der Bauer ersahnte den Abend herbei, an dem er sein Vieh erretten konnte von arger Pein. Die Möllerin selbst zog es natürlich vor, nicht bei der Prozedur anwesend zu sein, ob aus Klugheit oder aus Vorsicht, bleibt dahingestellt. Die Tage vergingen dem Bauer zu langsam, er konnte es nimmer erwarten, seine Hände zu dem wichtigen Werk zu regen, und als dann endlich der Abend vor dem Tage Walpurgis anbrach, kannte seine Erregung keine Grenzen. Die Stunden bis zum letzten Blockenschlage wurden ihm zur Ewigkeit, doch mußte er sich gedulden, sein Räucherwerk nicht vorzeitig tun, wenn es den richtigen Erfolg haben sollte.

Endlich konnte er beginnen. Einen mit allerlei Ingredienzien getränkten Bergbündel in Brand setzend, ging er, wundersame Sprüchlein murmelnd, von einem Tier zum anderen, strich ihm über den Rücken und machte drei Kreuze hinterher, denn so hatte es ihm die Möllerin geraten. Das Vieh guckte blöde drein und erschreckte ob des plötzlichen Lichtscheinens, denn Hexensehder focht das nicht an, er schritt achtsam und ganz im Banne seines albernsten Tuns weiter von Stall zu Stall, betete und litaneite, und bemerkte es nicht, daß sich ein kleines Teilschen des brennenden Bergs vom Bündel löste und weiterglimmend auf dem strohbedeckten Stallboden liegen blieb.

Mit eins hörte er ein furchtbares Brüllen hinter sich, und nichts anderes meinent, als daß der Teufel dahinter stecke, warf er in seiner Angst das brennende Bündel von sich, merkte dann erst zu seinem Schrecken, daß nicht der Böse, sondern eine seiner Kühe diesen Schrei ausgestoßen hatte, weil ihr die Füße von dem aufflammenden Stroh gesengt wurden. Jetzt ernücherte der Bauer jäh, doch es war schon zu spät. Rings um ihn schlugen die Flammen empor, leckten gierig weiter, kletterten an den Firsten der Ställe entlang und verbreiteten sich in rasender Schnelle. Hilfeschreiend rannte Valentin Korn aus dem brennenden Gebäude, nicht daran denkend, das wertvolle Vieh loszubinden, befehlen von dem Wahne, daß die Hege Walpurgis ihm diesen neuen argen Tort wieder angetan habe.

Als Menschen herbeigeeilt kamen mit Ledereimern und Krügen war es zur Rettung der Ställe zu spät. Unter entsetzlichem Gebrüll fielen all die Tiere den Flammen zum Opfer, die weiter strebten und schon das Wohnhaus Korn's ergriffen hatten. Ohne eingreifen zu können, mußten die Menschen machtlos zusehen, wie das stattliche Gehöft vernichtet wurde von dem tobenden Element, verwirrt und geängstigt rannte alles durcheinander, so dem Brand nur Gelegenheit gebend, weiter und heftiger um sich zu greifen. Bald stand die ganze Häuserzeile, in der das Feuer ausgekommen war, in lichtigem Lohen, knisternd und prasselnd fielen Scheumendächer zusammen. Funken flogen in der Luft umher und fielen hier und da nieder, immer neue Brandherde schaffend. Weithin leuchtete der große Brand von Scheibenberg wie ein Fanal in die Nacht hinaus, von Nachbardörfern eilten hilfsbereite Menschen herbei, doch ihr Tun konnte sich nur auf Schützen der Häuser beschränken, die noch nicht gesengt hatten, alles was Feuer gefangen hatte, mußte man ausbrennen lassen, wollte man nicht Gefahr laufen, selbst ein Opfer des Feuers zu werden.

Die ganze Mainacht hindurch wüteten die Flammen, erst als der Morgen graute, beschränkte sich das Feuer auf seinem Herd, schwelte nur noch knisternd und erlosch endlich ganz, als der junge Tag erschienen war. Doch ein trauriges Bild war es, das sich ihm darbot. Sechsendvierzig schöne Häuser waren nicht mehr. Trümmerhaufen und glühende Asche nur zeigten an, daß sie einstmal gestanden, desgleichen zwölf Scheunen, dazu kam fast das gesamte Vieh des abergläubischen Bauern, der durch seinen Unfug diesen entsetzlichen Brand heraufbeschworen hatte. Die Möllerin hütete sich wohlweislich, etwas von ihrem guten Rat verlauten zu lassen, und auch der Bauer schwieg darüber. Später aber kam es doch irgendwie an den Tag, daß Unvernunft und Aberglaube schuld waren an dem großen Feuer, das Scheibenberg am 1. Mai 1677 heimsuchte.

Noch'n Feierabend



's is' wieder amol de schönste Zeit!
D'r Hollunder blüht! D'r Kuckuck schreit!

Aus dem „Kalender für das Erzgebirge 1930“.

Wenn d'r Usterglanz vergange, un de Pfingsten söll bald sei — —
fängt e Blümel ab ze blühn, all'rhandfarbig, zart un fei!

Ueberol hollunderblüten, lila, weiß un blau un rut,
un 's Maizappel hall un goldig dort an Fichtel schimmern tut. —

Halle Wiesen, frische Falder, alles warmer Sunneshei,
un de schönste Zeit is' kumme, wu de Menschen glücklich sei. —

Denn, gewieß geeds Menschenharzel wärmt sich ah bei solcher Pracht,
aa bein Hansel dort in Heisel war de frische Lieb erwacht.

Wie's ju kimmt, mei Hansel guket in die Pracht zum Fenster naus,
un geengüber kimmt de Piesel aus en Nachbarheisel raus.

Un a klaans Hollunderzweigel nimmt se in ihr Guschel nei,
vuller Sähsucht in jenn Harzel leest d'r Hans fix hinterdrei. —

Möcht ju garn, ju garn doch wissen, wie's Hollunderzweigel schmeckt,
doch de Piesel, will 'r schnappen, fix ihr Köppel höher redt. —

Druhm ne Kuckuck, in jenn Schnobel, leest d'r bei 'as Wasser zamm,
sieht ne Hans sei gruß Belangel aus d'r Höh vun Fichtenstamm!

Kimmt d'r Hans ze nahnt ans Zweigel, schreit d'r Kuckuck vuller Mut:
Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck! Ach wie schmeckt dos Blümel gut!

E. Rambach, Schwarzenberg.

Carnt net ze viel!

(Nachdruck verboten.)

Es ist in stiller Abendstunde. Ich lese in meinem Album. Da kommen mir zufällig alte, vergilbte Blätter in die Hände. Altväterische Schriftzüge schauen mich an. Ja, jetzt weiß ich es, woher sie stammen. Es sind Niederschriften des früheren Lehrers D. in Marienberg. Er hat das Zeitliche längst gesegnet. Als ich ihn vor Jahrzehnten in jenem Erzgebirgsstädtchen kennen lernte, war der alte Herr ein gern gesehener Gast in einem kleinen Restaurant, wo ich auf meinen Wanderungen in die Heimat regelmäßig Einkleiner hielt. Gern lauschte damals die Tischrunde den heiteren Erzählungen des ehrwürdigen Schulmannes, der es — wie kein anderer — verstand, Erlebnisse aus längst vergangenen Tagen so humorvoll zum besten zu geben. Eine beschauliche Mußestunde mag ihn veranlaßt haben, dieses oder jenes Vorkommnis sogar niederzuschreiben. Es sei hier — dem Wunsche des Verstorbenen gemäß — zur Freude aller, die an solchen alten Aufzeichnungen Gefallen finden, im Wortlaut wiedergegeben.

„In de sibziger Gahr, do war mein libster Gang noochmittig von Marieberg nauszu nooch Gelobland, egal ne Kärchsteig gerode fort, doch ne Fichtenwald bis zur Mathilde. In dar klenn Gastwärterschaft, do gob's eidl e guts Belos Milch, e ordentlichs Tipl Bier, aah en'n richting Schiebecke (Schnaps). Gäst warn net drhausen do. Fast regelmäsig trof iech obr ne altn Klemm-Heinrich. 'r soß immer links an dr Tafel, off dr Bank. Drnahm kauerte sei Hundl, sei guts Bussel. Dr Heinrich hatt e Blachmaßl Korn vor siech stiehe un ofß doderzu sei Wasper-Brut.

Gewöhnlich wur' zeerscht vun Watter gestriekt. Dernoherst kam dr Heinrich off die Gahr zu reden, wu ar als gunger Boff' un aah noch als Maa naus gange war in Busch als Holzmacher. Do hattn 's Uhgeliä hamngesocht. Mit en'n Beilhie war ar drnahm komme, nei in sei Baa — ins Knie. Nu mußt ar an zwä Städt laafn. Sei bißl Brut verdient ar siech mit Schachtelmachen. Seine bestn Freinde, dos warn draußn in Wald de Bugeln: Finkn, Amseln, Zessing. De Stößer konnt net meh gut d'rache; die hattn amol vun Heinrich zwä Taum gefraßn; obr de wildn Taum, de Nasser, de Härsh, de Reh un de Hosen, die hattn in sei Harz geschlossen, weil ar öfter mitn Harrn Färschter off de Gahgd gewasn war als Treiber. Dodervu derzehlert ar vor sei Laam garn.

„Ihe kaa iech nimmer naus in Busch. Do hob iech bluß noch diech, mei guts Bussel, un men'n Grußen seine Raß!“ saahrt, un doderbei streicheltr sei alts guts Hundl.

Emol — es war dr schinste Sommertog — kam iech noochmittig aah wieder naus zur Mathilde. In dr Gaststüb soß mei altr, gutr Heinrich. Heit war dar net gut ze sprachen; kaum doß ar gutn Tog soong funnt. Ich hob' ne Heinrich lange Zeit in de Klang behalt. Obr nocher do saacht iech übern: „Heinrich“, saacht'ch, „dir schmeck't's wuhl heit net?“

„Worum dää?“ freegit dar zierd.

„Worum? Weil de 's Maaßl asu weit vu d'r stiehe hast!“

„Ach naa“, saahrt dodrauf wieder, „racht geärgert hob ich mieh — racht geärgert!“

„Su?“ gob'ch zer Antwort, „wurüber dää?“

„Inusse, über de izige Walt un über dann grußn Uhverstand! — Sog iech heit zu men'n Entela (Enkelkind): „Komm Otto“, saacht'ch, „gieh miet naus in dann gesundn, frischn Wald!“

„Naa, Grußvoter“, gob ar mir zer Antwort, „iech gieh net miet — iech muß schreim!“ (schreiben).

„Wos?“ saacht'ch, „schreim? — Ober biste!“

Do menget siech mei Gruß'r nei: „Voter, dos is ize andersch als zu deiner Zeit! Dar Klaane muß schreim — dar bleibt do!“

„Ihr seid wuhl allezamm verwärrt; für eich do wär dr Staden 's beste!“, asu saacht'ch, un hieb de Tür zu un machet mieh do raus zer Mathilde. — Nu schmeck't mr galeich dr Schnaps net!“

Ich rückte nahnder zun Heinrich hie.

„Na, Harr Schulmaster“, saahrt ize, „iech will Sies nār amol derzehl'n, ob iech net racht hob!“

Nu nahm'r de Tobakspfeif ausn Maul raus un fung aa ze derzehl'n:

„Siebzig Gahr is dos har, do war off ne Gebärg a alter Bargmaa als Schulmaster. Ich ging zu dar Zeit gerod in dr Schul. Do kimmt aanes schinn Togs mei Voter un spricht zu mr: „Heinrich“, sprichtr, „iech war awos an dr wenden; du mußt „schreim“ lerne. Ich hob gestern ohmd mit den'n Schulmaster geredt. De Extra-Schreibstund kost't 3 Pfeng, dr ganzn Woch. Viel Gald, obr — wie gefoogt — iech will wos an dr wenden!“

Ich war domols 12 Jahr alt. Mei Voter war Holzmacher; mit dan ging iech immer naus in Wald. Wie iech aus dr Schul raus war, do wur' iech aah e Holzmacher. Unter men'n Kameraden war iech nu dr aanzige, dar sen'n Name schreim funnt.

Genes schinn Togs kimmt nu dr Harr Oberfärschter zu mir un spricht: „Heinrich“, sprichtr, „ich habe gehört, daß Du schreiben kannst. Du kommst nächsten Sonnabend zu mir auf meine Expedition und holst den Lohn für die Waldarbeiter! Verstanden!“

Ei Dunnermatter, dos war sei ene gruze Ehre für mr! Meine Kameradn die gospt'n mieh net schlacht aa. Ne Sunnohmd zug iech mei Kärchn-Röckl aa un stolzieret nei in de Stadt. Dortn bekam iech nu dan ganzn Hausn Loh' ausgezohlt un mußt men'n Harrn Oberfärschter drüber quittiern. Ne andern Tog früh solt iech zu de Waldarbeiter auszohln gieh.

Bun Oberfärschter wag gings nu haltig strocks erscht amol in ene Reiheschänke. Su a Ehrentog, dar muß doch gefeiert warn. Do trank iech halt meine 12 bis 15 Stangen Bier. Ach, war dos a Bier! Mr hätte mögn de ganze siebe Nacht sitzn bleim; dos izige is Wasser drgehn. Wenn iech nu men'n Galdbeitl rausbrachte, do krieget namlisch dr Wärt Respekt vor mr. Ich machte allemol ene schiene Raß, un de Stadt-Leit, die sogn mieh bluß garn kumme. Freilich, ohmst drollte iech mit en schwern Kup ahamm. Früh zohlte iech aus, bluß mei Taal net — dos war alle.

Esu ging dos Ding etliche Gahre fort. Obr allemohl, wenn iech ahamm ging, do toot iech mieh ärgern, weil iech mei schiens Gald asu uhnetig versoffen hatt, un meine Kameradn, die kriegetn früh ihr Gald ausgezohlt. Ja, ja, dachte iech do bei men'n bie'n Koter, die Luderschreiberei, die hätt iech sölln net lerne! Die is bluß schuld, doß iech a armes Luder bie! — Un asu bie iech dos aah heit noch!

Obr, iech waß mieh ze treeften. Legthie trof iech en'n Holzmacher vun driemrüber. Dar maanet zu mer, wu iech ne dos Ding derzehl'n tat: Bei uns in Dorf, do siht de halbe Gemaa in Waldheem. Die hoom alle derquar geschriem! Ja, herr Schulmaster, nu soong Se mir bluß, ob iech do net racht hob, doß die Schreiberei en'n Hausn Schoden macht? Ich bie a armer Karrl gekliem, un die andern, die komme verwagn dar Schreiberei ins Zuchtthaus. — Drim-ahm, is dos meine Red, Harr Schulmaster: Lerne muß dr Mensch — obr haltig nār net ze viel!“

Dobei zundet dr Klemm-Heinrich de Pfeif wieder aah, un iech sieß'n sei Blach-Maaßl noch amol vollfülln. „Nār net ze viel!“, saacht'ch, wie ar trank.

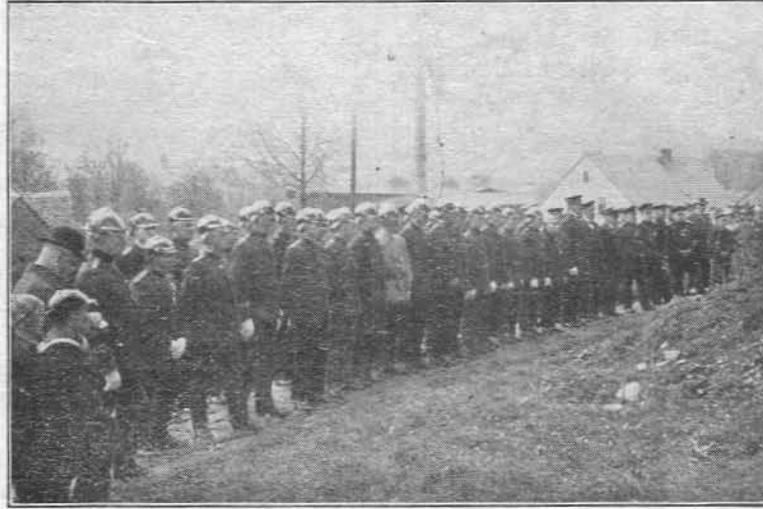
Bernh. Brückner, Leipzig.



Bilder aus der Heimat und aller Welt.

Vom 50-Jahr-Jubelfest der Freiwilligen Feuerwehr Schwarzbach.

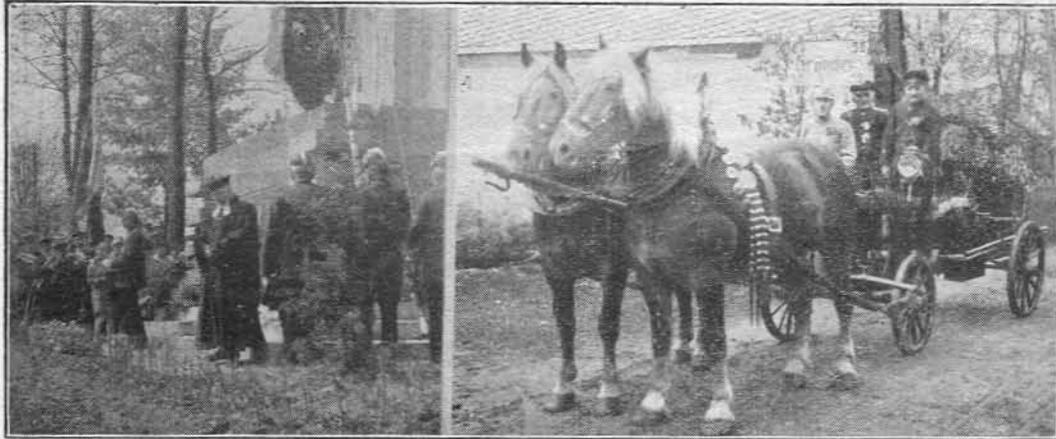
Die Schwarzbacher Freiwillige Feuerwehr beging, wie die „D. Z.“ eingehend berichtete, unlängst ihr 50jähr. Bestehen. Der Feier ging zu Ehren des Jubelfestes eine Delegierten-Tagung des Obererzgebirgischen Bezirksfeuerwehrverbandes voraus. Daran schloß sich in Hacketts Gasthof der Festkommers, der ein abwechslungsreiches, interessantes Programm aufwies. Im Verlaufe desselben hielt Herr Branddirektor Bürgermeister Teucher die Festansprache, in welcher er ein geschichtliches Bild von der Gründung und Entwicklung der Jubelwehr bot. Redner erinnerte daran, wie die Schwarzbacher Wehr seinerzeit ins Leben trat, als man nach dem Brand des Hübschmann'schen Gutes 1880 eine



Die Schwarzbacher Jubelwehr bei der Gedenkfeier am Kriegerehrenmal.
Photo: Erich Meiche-Annaberg.

Der Weltkrieg brachte die Einziehung fast aller Kameraden zu den Fahnen. Der stellv. Hauptmann Kreutel leitete inzwischen die Wehr. Nach Kriegsende traten die alten Wehrleute wieder zusammen. 1925 fand die Bannerweihe statt. Von den Gründern sind noch 5 am Leben; von ihnen gehören der Ehrenhauptmann Karl Kreutel und die Ehrenmitglieder Karl Einertel und Richard Demmler der Wehr noch an. Die beiden anderen, Reinhard Hecht und Richard Georgi, wohnen auswärts. Zwei Kameraden fielen im Weltkrieg. Zurzeit zählt die Wehr 74 Kameraden. Kommandant ist jetzt Fritz von Jagemann. — Im weiteren Verlauf des Kommerses hiel-

Bersammlung einberief, in der der Grundstein zur Wehr gelegt wurde. Kommandant war damals der Gasthofsbesitzer Emil Mehnert, Stellvertreter der Gutsbesitzer Friedrich Sandig, der gleichzeitig Kassierer war. Sie bildeten das auf fünf Jahre gewählte Direktorium mit den Beisitzern Robert Friedrich und Karl Kreutel.



Der Gedenkakt am Schwarzbacher Kriegerehrenmal.

Die alte Schwarzbacher Spritze nebst Gründern der Wehr.
Photo: Erich Meiche-Annaberg.

Umgehend nahm man die Anmeldung beim Bezirksverband vor. Ein weiterer Gedenktag der Wehr war der 2. September 1893, an dem die von der Firma Hausstein in Raschau erbaute Saug- und Druckspritze eingeholt wurde. 1902 ging man an die

greifenden Worten dem Gedenken an die dahingegangenen Wehrmänner Ausdruck verlieh. Hierauf legte Hauptmann von Jagemann einen Kranz am Denkmal nieder. Der Nachmittag brachte Festzug und Angriffsübung.

ten Ansprachen die Herren Amtshauptmann Freiherr von Wirting u. Kreisvertreter Stadtrat Müller, Scheibenberg. — Am Sonntag fand Kirchenparade statt. Pfarrer Dr. Paulinus-Elterlein gedachte in seiner Predigt in trefflichen Worten des Wehrjubiläums. Nach dem Gottesdienst fand vor dem Kriegerehrenmal eine Gedenkfeier statt, bei welcher der genannte Geistliche in er-

Gründung eines Tizian-Museums im Geburtshaus des Malers.

Zur Feier des 450. Geburtstages Tizians wird das Geburtshaus des großen Italiener in Pieve di Cadore als Museum eingeweiht werden. Alle in den italienischen Museen verstreuten Dokumente, die auf Tizian Bezug haben, werden jetzt dort gesammelt. Unser Bild zeigt das Geburtshaus Tizians in Pieve di Cadore (Friaul), rechts das Porträt Tizians.





Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 24. — Sonntag, den 8. Juni 1930.

Bilder aus aller Welt.



Das Revirement vollzogen.
 Das bereits seit längerer Zeit in Aussicht genommene diplomatische Revirement ist nunmehr perfekt. Der Reichspräsident hat die Ernennungen für die Botschafterposten in London und Rom sowie für den Posten des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes vollzogen. Botschafter **Sthamer** in London wird am 1. Oktober in den Ruhestand treten. Sein Nachfolger wird der bisherige Botschafter in Rom, Freiherr von **Neurath**, während der bisherige Staatssekretär von **Schubert** nach Rom geht. Zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes rückt der bisherige Dirigent **Bernhard von Bülow** auf. Unser Bild zeigt links oben den bisherigen Botschafter in Rom, Herrn von **Neurath**, in der Mitte die Botschaft in Rom und rechts den neuen Botschafter, Herrn von **Schubert**. Unten links sieht man das Gebäude der deutschen Botschaft in London, in der Mitte den künftigen Staatssekretär von **Bülow** und rechts den scheidenden Londoner Botschafter **Sthamer**.

Internationale Pelztierschau in Leipzig.

Am 29. Mai öffnete die Große Internationale Pelztier- und Pelz-Ausstellung in Leipzig, die „Ipa“, ihre Pforten. Von fast allen Staaten beschickt, verspricht sie durch ihre Fülle an eigenartigen Ideen eine Sensation auf dem Gebiete des Ausstellungswesens zu werden. Unser Bild gibt einen Ausschnitt aus der dänischen Ausstellung wieder, der sich „Polarnacht“ betitelt. Ein Eisbär durchschnüffelt die Reste eines Eskimoschlittens.



Leben, Taten und Ende Karl Stülpner's

Wahre Geschichte aus verfloßener Zeit nach authentischen Quellen erzählt von E. d. Milan.

(20. Fortsetzung.)

Als sie die böhmische Grenze passiert und ein undurchdringlich scheinendes Dickicht erreicht hatten, befahl Stülpner haltzumachen und sich zum Förster wendend, sprach er:

„Herr Liebeskind, Er hat uns da einen rechten Liebesdienst erwiesen und danken wir Ihm und seinen guten Freunden auch schönstens dafür. Ich hoffe, Er wird jetzt von mir die Ueberzeugung haben, daß ich weder wahnsinnig, noch verrückt bin, wie er gütigt mich zu bezeichnen pflegte, ich weiß recht gut, was ich zu tun habe und Er hat's ja selber erfahren, daß es so ist, wie ich sage. Gehe Er nun mit seiner Gesellschaft in Gottesnamen wieder zurück und grüße Er mir seine Herren Kollegen, die mich gerade so lieb haben wie Er. Stecke Er es ihnen, daß sie sich ein wenig vor mir in Acht nehmen möchten, denn ich vertrag's einmal nicht, wenn andere da den Herrn spielen wollen, wo ich und meine guten Kameraden jagen.“

Die Jäger zogen ab, vor Wut die Zähne zusammenbeißend. Förster Liebeskind bekam von diesem unangenehmen Zusammentreffen ein tüchtiges Gallenfieber, an welchem der Mann fast gestorben wäre. Dadurch kam die Geschichte mit dem Saattragen heraus, und wie sich schnell alles von Mund zu Munde verbreitet, so auch sie, die, sobald sie nur erst unter dem Volke bekannt, auf allen Bierbänken abgedroschen wurde, und zwar mit offener Freude darüber, daß den sich bei jeder Gelegenheit überhebenden Jägern von Stülpnern ein solcher Schimpf angetan worden, denn es kann gar keinen größeren Affront für einen Jagdbeamten geben, als wenn er noch die Beute eines Raubschützen für diesen in Sicherheit bringen muß. Auch das wurde allmählich bekannt, daß Stülpner an den Förster Liebeskind ein paar Zeilen folgenden Inhalts geschickt hatte:

„Mir oder meinen Kameraden rechne Er es nicht zu, Herr Förster, daß die Art und Weise, wie Er und seine Leute uns einen Gefallen getan, zum allgemeinen Gespräch geworden ist. Das ist durch seine Leute herausgekommen, die haben ihre Mäuler nicht halten können. Durch uns, das begreift Er wohl, kann nicht davon geredet worden sein, denn weil's doch gar ungewöhnlich ist, daß der Jäger den Raubschützen etwas zu Liebe tut, so würde jeder vernünftige Mensch gedacht haben, wir wollten ausschneiden, uns selber einen schlechten Witz vormachen, den wir selbst nicht glauben. Zu anderer Zeit zu jedem Gegenstande gefällig
Sein Stülpner.“

Dieses einzige Abenteuer hatte Stülpnern zum Manne des Volkes gemacht und wo er hinkam, konnte er sicher sein, daß man ihn gut aufnahm.

Währenddem verging der Winter, die sächsischen Reviere im großen Umkreise waren der Schauplatz der Freijägerei, die von Stülpner ins Große getrieben wurde. Alle Welt sagte, er sei kugelfest, denn recht gute Jäger, die im Schießen ihren Meister suchten, hatten ihn gefehlt und was war da natürlicher, als daß nach dem Glauben der damaligen Zeitgenossen, sein Leben durch die sogenannte Passauer Kunst gesiegt oder unantastbar gegen jegliche Verletzung gemacht sei. Stülpner selbst bestätigte das, da es ihm nur Vorteil brachte, wenn man von ihm glaubte, er sei stich- und kugelfest. Das gab ihm bei seinen Kameraden und zugleich bei den Jägern, seinen steten Feinden, ein Ansehen, welches ihm in vielen Fällen nützen konnte.

Der Frühling kam allmählich heran, und wenn er den Gebirgsbewohnern auch nicht immer gleich als der lebensfrische, lustglühende und freundliche Jüngling erscheint, sobald der Kalendar seinen Regierungsantritt bestimmt, so sind doch die Herzen gehoben von der Freude, den schönen Jüngling wiederzusehen nach langen Wintertagen, wo Schnee und Nordwind ihre Herrschaft den Leuten oft nur zu empfindlich ins Gedächtnis riefen. Die letzten Apriltage des Jahres 1778 schienen dem griesgrämigen Winter den Todesstoß zu geben, denn die liebe Sonne, welche bisher nur durch dichtere oder dünnere Wolkenschleier zuweilen ihr Dasein verkündet hatte, schien warm nieder,

und unter ihrem Liebeslächeln quoll das frischeste, saftigste Grün hervor. In ihrem kleinen Garten saß Frau Marie Peters in dem lustigen Sonnenschein, auf dem Schoße einen Säugling, der gegen das zu grelle Licht durch ein doppelt über sein Gesicht gebreitetes Schleiertuch geschützt war. Das Kind schlief ruhig, die junge Mutter sah aber recht blaß aus, als fehle ihr etwas zu ihrem Glücke, von dem sie niemand sagen könne. Mit unbeschreiblicher Liebe blickte sie zuweilen unter das Schleiertuch, ob ihr Kind auch sanft fortschlafte, dann richtete sie den Blick wieder gerade aus vor sich hin und sann.

Plötzlich wurde Geraschel von Schritten im Garten hörbar. „Bist Du es, Peters?“ fragte sie dem Kommenden entgegen; aber keine Antwort erfolgte. „Mein Gott, wer könnte denn das sein?“ fragte sich Frau Marie in Angst, der Richtung zublickend, von woher die Schritte auf sie zukamen. Wenige Sekunden nur, und die kräftige Männergestalt des Raubschützen Stülpner trat ihr entgegen. Anfänglich wurde das blasse Gesicht der jungen Frau noch bleicher, dann aber verlor es diesen Ausdruck des Schreckens. Sie blieb ruhig sitzen und schlug die Augen nieder. Der Raubschütz blieb vor ihr stehen und betrachtete sie schweigend eine lange Weile, dann sagte er: „Marie, ahnst Du, warum ich hierhergekommen bin?“

„Ja,“ antwortete sie leise.

„Und warum denkst Du wohl?“

„Du willst wissen, ob ich, die einst von Dir so heiß geliebt wurde, und . . . die Dich mit der Innbrunst ihres ganzen Herzens wieder liebte,“ schaltete sie leise ein, . . . „an Dir zu einer Verräterin werden konnte.“

„Ganz recht, das war's, was mich hierher führte,“ sagte Stülpner . . . „Ich habe diesen Besuch lange aufgeschoben, aber einmal mußte er geschehen, und darum siehst Du mich vor Dir. Rede, Marie.“

„Dabei ist nichts weiter zu sagen, als: der Brief, durch den Du zu meinem Vater sagtest, ich Dich veranlaßt haben soll, in jener Nacht, wo man auf Dich fahndete, im Hause Deiner guten, alten Mutter Dich einzufinden, ist nicht von mir gewesen. Hier, bei dem Leben meines unschuldigen Kindes, das ich so herzlich liebe, und im Angesicht von des allmächtigen Gottes Sonne schwöre ich es: ich habe keinen Teil an diesem Bubenstück. Kein Gedanke einer solchen abscheulichen Tat hat meine Seele befeckt.“

Eine Pause folgte.

Stülpner stand wie versteinert. Endlich rief er: „Marie! Marie! Ich flehe Dich an bei dem Gotte der Barmherzigkeit, gib mir Licht in dieser Finsternis. Wer hat den Brief geschrieben?“

„Wer? ich weiß es nicht. Wer ihn aber dem kleinen Friß, der bei meinem Vater im Hause lebt und das Vieh besorgt, gegeben hat, daß er ihn zu Deiner Mutter tragen soll, das weiß ich, denn meines Vaters Rede gegen mich von einem Briefe, durch den ich Dich zum Kommen in jener Nacht verleitet haben sollte, erregte meine und meines Mannes Aufmerksamkeit, wir forschten nach und erfuhren von dem Jungen selbst, den wir in Verhör nahmen, daß der Gerichtshalter ihm den Brief gegeben und ein Trinkgeld für die Besorgung desselben.“

Stülpner stieß einen Ton der Wut aus. „O Teufel aller Teufel, auch diese Ischariotstat fällt auf deine Seele! Gut, ich will dein Sündenregister zum Schluß bringen. Und läge der Schurke im Gebet vor Gott, meine Kugel soll den Weg in sein bübisches Herz finden. Daran stirbt er.“ Er wollte fort; Marie rief ihm zu:

„Karl, wo willst Du hin?“

„Wohin ich muß, zum Gerichtshalter,“ war dessen Antwort. „O, des niederträchtigen Buben, auch die Liebe wollte er brandmarken in seiner Verworfenheit. Dafür soll er büßen. Die Erde soll frei von solchem Schurken werden.“

„Bleibe!“ sagte Marie . . . „keine Tat, die Du einst vor Gott Ursache zu bereuen hättest, keine, welche mein Herz Deinetwegen mit schwerem Kummer erfüllen müßte, werde von Dir be- gangen.“

„Marie, an Dir, konnte ich zweifeln, Dich als Verräterin mir denken! Wie vernichtet stehe ich vor Dir! Du willst in mir keinen Mörder sehen, so liebst Du mich noch!“

„Nein, ich liebe Dich nicht mehr, Karl, ich . . . darf Dich nicht mehr lieben, will ich nicht meinem Kinde eine treulose, pflicht- vergessene Mutter sein. Wie könnte ich auf dieses schuldlosen Wesens Mund einen Kuß drücken, wenn ich . . . nein, nein, da s Gefühl muß für mich tot sein und tot bleiben, soll ich nicht vor mir selber, vor meinem braven Mann und vor meinem Kinde erröten. Laß uns davon schweigen. Du sagtest ja selbst an mei- nem Hochzeitsabend: Zwischen uns, Marie, ist nun eine Kluft gefallen, die kein Sterblicher auszufüllen vermag. So soll und muß es auch zwischen uns bleiben.“ Sie ließ eine Pause eintreten, in der ihr Blick fest und unverwandt auf ihm ruhte. Dann sagte sie: „Karl, darf ich ein Wort an Dein Herz richten?“

„Sprich, Marie.“

„Gelobe mir, keine Tat der Rache an dem zu begehen, der Dich so un- glücklich gemacht hat.“

„Mich nicht an dem Gerichtshalter zu rächen?“ rief Stülpner auffahrend, „nein, nein, das kann ich nicht geloben. Es ist ja die einzige Süßigkeit, die ich noch vom Leben zu hoffen habe. Hat dieser Verruchte nicht mein ganzes Dasein verhunzt? Bin ich viel besser daran, als das Wild des Waldes, das vor des Jägers Fußtritt flüchtig wer- den muß? Wie glücklich könnte ich ohne die Bosheit dieses Scheusals von Menschen sein! Und die Rache an ihn soll ich verschwören? Das fordere nicht, Marie, das nicht von mir.“

„Das gerade fordere ich, Karl,“ ent- gegnete Frau Marie Peters, sich von ihrem Sitze erhebend. „Und ich habe ein Recht, es zu fordern. Du bist mir Genugtuung für den Verdacht schuldig, dem Du gegen mich in Deiner getäuschten Seele Raum gabst. Ich habe Dir verziehen, so wehe mir auch der Gedanke tat, daß Du mich eines Verbrechens fähig halten könntest. Ist es möglich, daß Du mir eine Bitte abschlagen kannst, die, Gott weiß es, aus meinem innersten Herzen kommt; eine Bitte, die heilig ist, weil kein Eigennutz sie besleckt? Karl, die Erfüllung dieser Bitte ge- hört mit zum Glück meines Lebens. O, mein Gott, könnte ich eine Stunde ungetrübter Freude genießen, wenn ich den Ge- danken bei mir Raum geben muß, daß vielleicht in derselben Stunde, wo ich mich freue, Du Deine Hand, Dein Gewissen mit dem Morde des schlechten Menschen besleckst, der . . . ich leugne das nicht . . . Dein ganzes Leben durch seine Bosheit vergiftet, es aus der Bahn des Friedens in die des Unglücks warf! Diese schreckliche Last könntest Du mir aufbürden? Karl, ich rufe Dein besseres Selbst an, weise meine Bitte nicht ab von Deinem Herzen. Denke, es sei die Stimme Deines guten Engels, der aus meinem Munde zu Dir spricht, dem vor Deiner Zukunft graut.“

„Meines guten Engels!“ rief Stülpner erschüttert . . . „ja, Du bist wahrhaftig mein guter Engel! Ha! Und Dich, Dich an deren Seite ich ein fröhlicher Mensch, ein guter Bürger des Staates geworden wäre, ein treuer Beamter, Dich hat der Ver- fluchte mir entrissen! Für dies Verbrechen ist auch der Tod zu wenig.“

Eine Pause folgte.

Frau Marie Peters, in dem linken Arme ihr ruhig fort- schlummerndes Kindlein haltend, ergriff seine Hand. Es wurde kein Wort zwischen beiden gewechselt, sie schauten sich schweigend in die Augen; aber dies schweigame Schauen vollendete bei dem starken Manne den großen und tiefen Eindruck, den sein Ihr- Gegenüberstehen bereits bei ihm bewirkt hatte. Sie merkte, wie ein leises Zittern durch seinen Körper lief, wie seine Lippen bebten. Diesen Moment seltener Rührung bei ihm durfte sie nicht ungenützt vorübergehen lassen.

„Karl,“ hob sie an . . . „hast Du nie gehört, daß Menschen sich vor dem Altare Gottes, den wir als die reinste und heiligste Stelle uns denken, durch Eid zu der oder jener großen Tat ver- pflichteten? Ja, ja, Du hast es gehört. Siehe, mein schlafendes Kindlein ist ein solcher heiliger und reiner Altar. Noch kein sündhafter Gedanke hat diese däm- mernde Seele berührt, heilig ist sie noch, wie sie aus Gottes Hand hervor- ging, und darum ein Altar, an dem Du Heiliges geloben kannst. Hier bei dieser reinen Kindesseele, die auch einst aufblühen wird zu einem freudigen Leben, schwöre, daß Du nie Rache an dem Gerichtshalter üben willst. Schwöre es auf das Leben meines Kindes. Die Stunde, wo Du dieses Schwures vergiffest, soll auch die letzte des Lebens meines Kindes sein.“

„Marie!“ rief Stülpner entsetzt . . . „was verlangst Du? Meinen Schwur soll ich knüpfen an Deines Kindes Leben?“

„Ja, nichts mehr und nichts weni- ger,“ entgegnete sie. „Ich weiß, daß Du nie etwas tun würdest, was mei- nem Kinde einen Augenblick seines Lebens trüben könnte, und da ich dies weiß, so knüpfe ich Dein eigenes Heil an das Leben desselben. Karl, es ist ein Vertrauen auf Dein Herz, welches ich Dir dadurch bezeige, wie selten wohl ein Weib zu äußern fähig sein wird. Ich setze mein Heiligstes, mein einziges Glück an den besseren Teil Deines Selbst. Es muß Dir gerettet bleiben.“

Der Gedanke, daß die rasche Tat des Jornes Dich zum Mörder meines Kindes macht, wird Dich zurückhalten von dieser. Des Kindes Schutzengel wird Dich, den an sein eigenes Erdendasein Gebundenen, behüten vor einem Morde. Und da ich dies tue, ich, eine Mutter, könntest Du dem bösen Geist der Rache mehr Recht in Deiner Seele einräumen, als meiner Bitte für Dein eigenes Seelen- heil? Karl, wenn Du das kannst, wirklich kannst, so habe ich mich fürchterlich in Dir getäuscht.“

„Nein, Du sollst Dich nicht in mir getäuscht haben, Marie!“ rief der Raubschütz. „Gott, der Allgegenwärtige, höre meinen Eid. Bei dem Leben dieses Kindes gelobe ich, nie eine Tat der Rache an dem Gerichtshalter Bösenig auszuüben, und breche ich diesen Eid, so strafe mich der Ewige als Mörder an dieses Kindes Leben.“

„Ich danke Dir, Karl,“ sagte Frau Marie Peters, und Tränen der Freude rollten über ihre Wangen. Sie war schöner als je in dieser Stunde. „Setze Dich zu mir, Karl,“ sagte sie . . . „Wir haben noch manches miteinander zu besprechen, manches, was mich oft in schlaflosen Stunden der Nächte beschäftigt.“

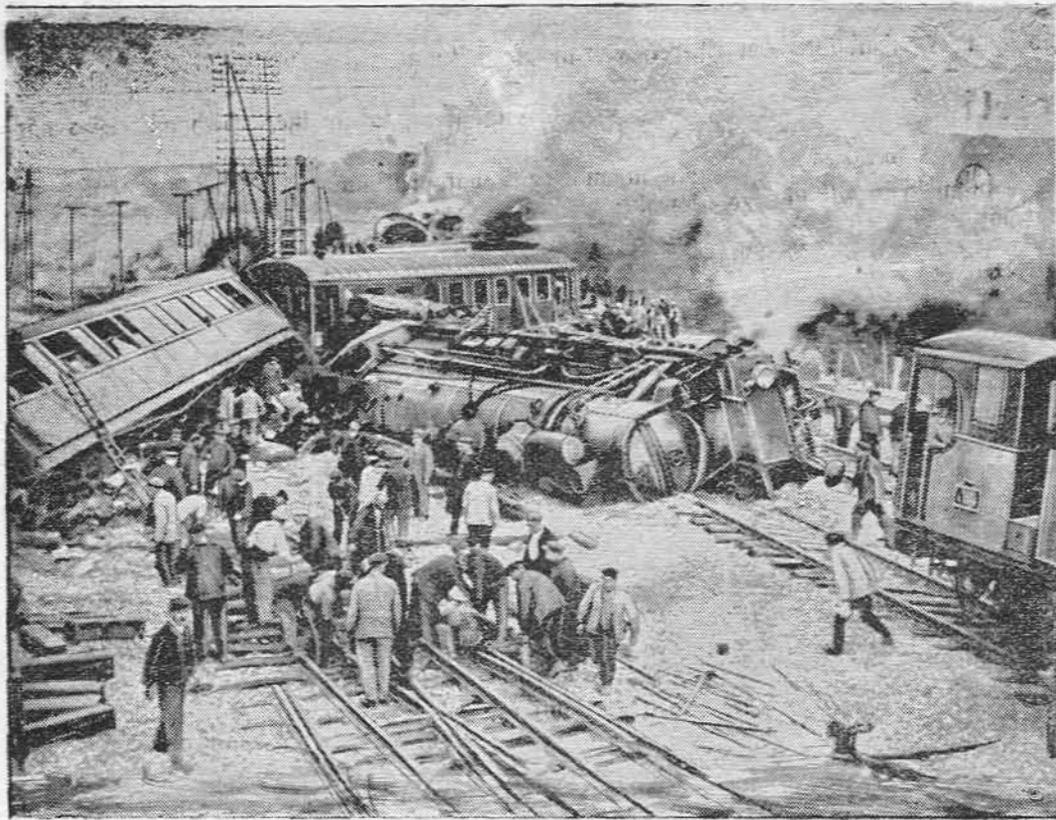
Er gehorchte ihr und nahm neben ihr auf der Bank Platz. Nun hob sie an, davon zu reden, wie sein Leben in den Wäldern, sein gefährliches Handwerk, ein Verbrechen sei, das er gegen sich selbst begehe.

(Fortsetzung folgt.)



Des Raubschützen Schwur.



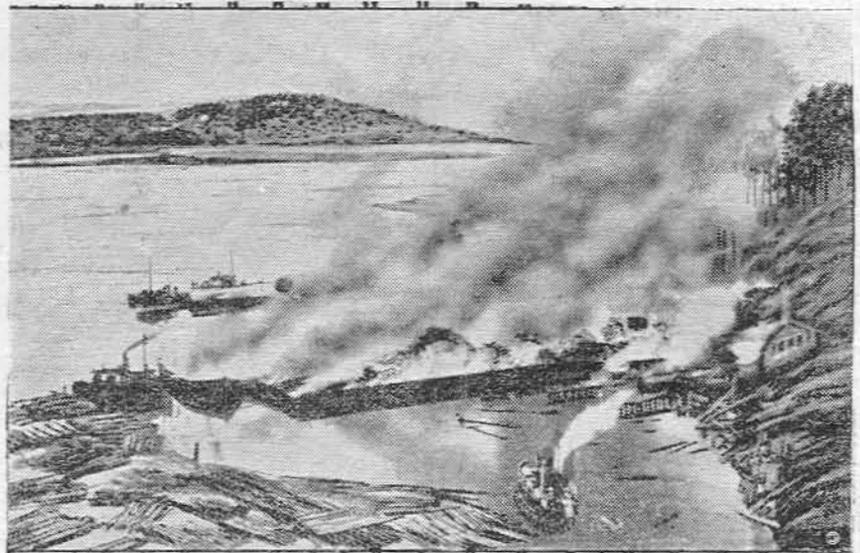


Der verunglückte Schnellzug Paris—Marseille.

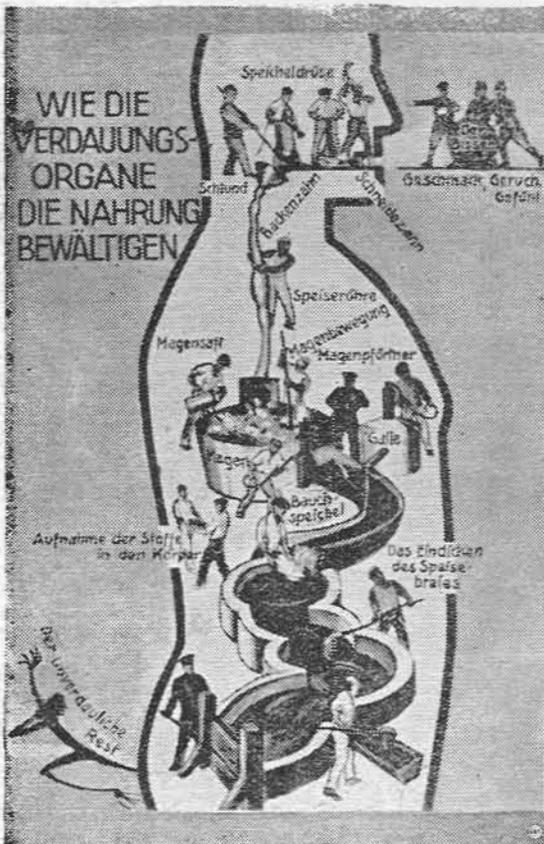
Kurz vor dem etwa 100 Kilometer von Paris entfernten Städtchen Montereau stieß, wie gemeldet, der fahrplanmäßige D-Zug Paris—Marseille auf ungeklärte Weise mit einer auf dem Gleis stehenden Draisine zusammen und entgleiste. Die Lokomotive legte sich, wie in unserem Bilde zu sehen ist, auf die Seite, und die drei ersten Wagen, die ausschließlich 1. und 2. Klasse führten, schoben sich ineinander. Aus den Trümmern wurden 8 Tote und 25 Schwerverletzte geborgen, darunter der Lokomotivführer und der Heizer. Alle Anzeichen weisen darauf hin, daß es sich bei dem Unglück um ein Attentat auf den Ministerpräsidenten Tardieu handelt, der kurz vorher die gleiche Strecke benutzte, um nach Dijon zu reisen.

Eine Papiermühle brennt.

In Kramfors (Schweden) ist die größte Papiermühle Europas bis auf die Grundmauern niedergebrannt. (Siehe nebenstehendes Bild.)



Der Brand der größten Papiermühle Europas in Schweden.



Von der Hygieneausstellung in Dresden. Unser Bild zeigt eine interessante und originelle Darstellung der Tätigkeit der Verdauungsorgane.

Das 2000. deutsche Flugzeug und zugleich größte Landflugzeug im Verkehr. Unser nebenstehendes Bild zeigt das größte Landflugzeug der Welt „D 2000“.

